

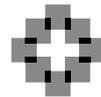


**Bericht des Landesbischofs  
zur X. Tagung der 24. Landessynode  
der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers**

**14. Juni 2012**

---

*(es gilt das gesprochene Wort)*



## **Du stellst meine Füße auf weiten Raum Der Raum schaffende Gott**

Verehrte Mitglieder der Landessynode, sehr geehrtes Präsidium,  
liebe Gäste,

unter diese Überschrift aus dem 31. Psalm möchte ich meinen Bischofsbericht in diesem Frühjahr stellen.

### **A. Du stellst meine Füße auf weiten Raum.**

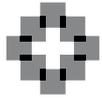
Das ist eine der prägendsten Erfahrungen dieses ersten Jahres, die ich in unserer Landeskirche gemacht habe. „Ist ja logisch“, schmunzelt der Ostfrieße, der jedes Mal, wenn er zur Landessynode oder ins LKA unterwegs ist, bis zu drei Stunden Fahrtzeit hinter sich hat. „Klar“, meint der Wendländer, der es mit Glück etwas schneller schafft, und der Clausthal-Zellerfelder fährt im Winter manchmal gar nicht erst los. Die Weite des Raumes soll am Anfang dieses Berichtes stehen und ich will darin einigen Fragen unseres Raum-Verständnisses nachgehen. Das führt uns, ich gestehe es, nicht direkt zu konkreten Lösungsvorschlägen für die Fragen der Präsenz von Kirche in der Fläche, aber es lässt uns noch einmal anders und vielleicht auch neu auf die Frage schauen: Was heißt denn der Satz: Du stellst meine Füße auf weiten Raum – und ich ergänze: Was heißt es, den Satz ernst zu nehmen: Gott schafft uns Raum?

#### **Drei Beobachtungen zu Beginn:**

Wir sind am zweiten Tag im Kirchenkreis unterwegs, Termin an Termin, intensive Begegnungen. Wir fahren nach Wremen direkt an der Wesermündung. Ausstieg, kurzer Spaziergang am Deich, und dann sitzen wir an einem Biertisch in der Sonne am Fischkiosk. Der Blick geht weit über die Marschwiesen zum silbern glänzenden Fluss. Der zieht sich lang zum Horizont. Im Dunstlicht, Nordwest, liegt die Nordsee. Ein unendlicher Raum.

Ankunft in der Marktkirche, gut eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes. Oben auf der Empore rückt sich der Bach-Chor zurecht für den Beginn des Einsingens, unten im Kirchenschiff zwei, drei Personen, die schon in den Reihen sitzen. Ich setze mich. Der gotische Raum umhüllt und nimmt mich fort. Geborgen in einem Bauzeugnis, das seit seiner Errichtung Tausenden zum Trost- und Hoffnungsort geworden ist. Die Grenzen verschwimmen, es entsteht der Dialog mit dem Raum und mit Gott. Ich ahne Gottes Allgegenwart.

Besuch am vergangenen Samstag in Hildesheim beim großen Kirchenmusik-Fest. Tausende sammeln sich, haben Trompeten und Posaunen und Stimmen und Schlagzeug, haben ihre Fröhlichkeit und ihre Leidenschaft für die Musik mitgebracht. Der Gottesdienst beginnt, openair, alle singen. Es strahlt über den Ort, es schallt in der Luft, es ergreift die Singenden. Ein akustischer Raum des Gesangs weht über der Gottesdienstmenge und verbindet Menschen, die nebeneinander oder fern stehen. Eingebunden in die Musik. Und mir fällt ein: Jeder Sonntag ist ein großer „Day of singing“ in unserem Land, ein „Tag des Gesangs“. Wenn in hunderten, tausenden Kirchen zur selben Stunde Menschen ihre



Stimmen nehmen, um zu singen. Das ganze Land ein großer Klangkörper.  
*Geh aus, mein Herz* erschallt von der Nordsee bis in den Harz.

### **Drei Beobachtungen von Räumen:**

Die Landschaft, das Haus Gottes und der Gesangsraum. Drei geprägte Raumerfahrungen, in denen Orte für mich mehr waren als topographische Markierungen, Stadtplanbilder oder ein Architektengrundriss.

In der Bibel werden Räume immer qualifiziert vorgestellt. In den seltensten Fällen sind dort Orte oder Räume beliebig. Es gibt eigentlich keinen neutralen Raum, weil an den Orten, wenn sie benannt werden in der Bibel, immer Entscheidendes geschieht. Das ist in Kana wie in Kapernaum genau so wie in Bethel oder Jericho. Die Städte Jerusalem oder Bethlehem, die Länder Ägypten und Kanaan sind beispielgebende Orte für den Weg Gottes mit seinem Volk. Es können Orte der Gottesbegegnungen sein, aber auch Orte der Dämonen, Orte des Friedens oder der Gewalt, bedrückend, beglückend, befreiend.

Das Christentum ist eigentlich seit Pfingsten eine orts-lose Religion. Oder besser: eine Religion an allen Orten. Bei uns von Nordholz nach Nordhorn nach Nordheim nach Neuhaus an der Elbe. Es bleibt eine Stärke unseres Glaubens, wie übrigens auch innerhalb des Judentums nach der Zerstörung des zweiten Tempels, dass wir die Gegenwart Gottes nicht an bestimmte heilige Orte binden, sie in Räumen einsperren. Davon erzählt ein Bericht aus dem palästinensischen Talmud.

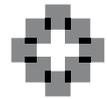
„R. Tanhuma erzählt, wie ein schrecklicher Sturm ein Boot bedrohte, in dem eine Gesellschaft von Heiden und ein jüdischer Knabe segelten. Als ihr Leben in Gefahr schien, griff jeder der Passagiere nach seinem Götterbild, um es zu verehren, doch ohne Erfolg. Endlich gab der Jude den Bitten der Heiden nach und betete zu seinem Gott, worauf die See sich beruhigte. Als sie zum nächsten Hafen kamen, gingen alle an Land, um Nahrungsmittel zu kaufen, nur der Jude nicht. Auf die Frage, warum er an Bord bleibe, antwortete er: Was kann ein armer Fremder wie ich tun? Darauf erwiderten die anderen: Du ein Fremder? Wir sind Fremdlinge; wir sind hier, aber unsere Götter sind in Babylon oder Rom. Und auch andere unter uns, die ihre Götter mit sich tragen, haben davon nicht den geringsten Nutzen. Aber wo immer du gehst, ist dein Gott mit dir.“<sup>1</sup> Gott lebt, so erzählt die Legende, nicht in objektiven Räumen, sondern schreibt sich in unserem Leben ein. Der Herr der Zeit geht jeden Schritt an jeden Ort mit. Seine Gegenwart ist Teil unseres Lebens. Doch aus dieser Erfahrung erwächst eben auch der Wunsch, über mein eigenes Leben hinaus Gott einen Raum in dieser Welt zu geben. Im Bau von Kirchen geben wir Gott symbolisch einen besonderen Ort in dieser Welt. Und vielleicht hebt sich darin auch die große Sehnsucht auf, dass wir an den Kirchenorten, die uns lieb sind, nicht nur unsere Erinnerung aufbewahren wollen, sondern dass wir auch Gott festhalten möchten. Wie schreibt Rainer Maria Rilke:

*„Was wirst du tun, Gott, wenn ich sterbe? Nach mir hast du kein Haus, darin dich Worte nah und warm begrüßen.“*<sup>2</sup>

Wir wollen der scheinbaren Ortslosigkeit Gottes einen Ort geben. Wir wollen die Räume, in denen wir leben, durch Gott ausgezeichnet wissen. In der hebräischen Bibel ist die Geschichte Israels eine Geschichte der nomadischen Kultur.

<sup>1</sup> Berachoth IX, zitiert nach M. Jammer, *Das Problem des Raumes*, Darmstadt 1960, S.31f

<sup>2</sup> Rainer Maria Rilke, *Das Stundenbuch*. Frankfurt 1996, 31.



Da wandert Abraham durch den ganzen Mittleren und Nahen Osten, verlässt Heimat und Familie, weil Gott ihm große Belohnung verheißt, und Mose und Aaron fliehen aus Ägypten und ziehen vier Jahrzehnte mit dem Volk Israel durch die Wüste. Das Heiligtum als Kasten immer dabei. Das setzt sich fort: Jesus ist ein Wanderprediger in Galiläa gewesen und Paulus ein Handlungsreisender im Mittelmeerraum in Sachen Evangelium. Heimortorte werden aufgegeben, Familien und Freunde bleiben zurück; des Aufenthalts ist keine Dauer, es geht immer weiter. Die Reisen durch innere wie äußere Wüsten und fremde Länder sind ein Auftrag Gottes und Verheißung seines Geleits zugleich.

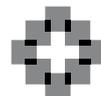
Wenn wir 1200 Jahre in die Besiedlungsgeschichte dieses Landes zurückgehen, dann sind solche nomadischen Bewegungen in der Erschließung Niedersachsens ganz ähnlich gewesen. Es waren reisende Bischöfe, wie der heilige Ansgar, später Bernward oder andere Ordensbrüder, die mit der Errichtung von Klöstern und dem Bau von Kirchen eher Durchreisende als Bleibende waren. Mit dem Namen Ansgar verbinden wir den Gedanken einer „Kirche im Norden“, vom westfälischen Corvey bis nach Birka in Schweden, Bremen, Hamburg und als Fluchtort Ramelsloh in unserer Hannoverschen Landeskirche. Im Mittelalter entstanden prägende Orte, die bis heute eine religiöse Signatur in unser Land einzeichnen. Es sind Zeugen dafür, dass Menschen Gottes Spuren in dieses Land setzen wollten.

Bei meinem Kennenlernen unserer Landeskirche erlebe ich weite Räume der Frömmigkeit und der verschiedenen Glaubenssprachen. Es sind auch Begegnungen in religiösen Gefühlsräumen. Man spricht vom Hermannsburg-Gürtel, aber auch von wenig prägender Mission in anderen Teilen des Landes, wo man die Kirchen bis heute eher schont. Mich interessieren die religiösen Erfahrungen und unser Umgang als Kirche damit. Wie entstehen die religiösen Räume, wie stabil sind diese Frömmigkeitsräume und wie verändern sie sich? Welche Rolle spielte die religiöse Raumwahrnehmung bei der Mission in diesem Land? Welche wird sie spielen, wenn wir weniger hauptamtliches Personal haben werden? Wenn wir uns vielleicht Sorgen machen müssen über den Erhalt alter Kirchengebäude? Aus dem nomadischen Charakter der christlichen Religion, die mit der Christianisierung Sachsens im Mittelalter begann, ist sehr schnell eine Stabilität geworden. Das ist eine Stärke unseres Landes. Die Stabilität der Besiedlungsräume, das Alter und die Treue der Dörfer und der Stadtkultur in Niedersachsen. Aber, ich glaube, wir müssen uns auch an diesen nomadischen Ursprung erinnern, wenn wir über die Zukunft der Kirche nachdenken.

Huib Osterhuis hat in einem Essay geschrieben: „Orte genug, wo über Gott gesprochen wird. Auch Zeiten. Es gibt ein mächtiges Idiom, einen meistens nicht sehr genauen Jargon, in den „ein Gottesbild“ gehüllt ist. Niemand hat es, niemand hat es im Griff, aber es ist da und spielt eine Rolle überall in der bewohnten Welt; ... eine Welt ohne Gottesbild gibt es nicht.“

Niedersachsen ist ein winziger Teil der bewohnten Welt. Aber es ist **unser** Raum, in dem wir für das Gottesbild mit verantwortlich sind.

Raum existiert durch Bewegung und durch Wahrnehmung, vor allem auch durch Gefühl und religiöse Vorstellungen. „Die Straße wird durch die Gehenden in einen Raum verwandelt.“ Die Kirche wird durch die anwesenden Gläubigen zu einem Wohnort Gottes, der Marktplatz in Hildesheim durch die Musik der Menschen. Der Pilgerweg wird durch das Pilgern zu einem geistlichen Pfad.



Pilgernde erleben auf diesem geistlichen Pfad körperliche Stärke und Schwäche, Gemeinschaft mit anderen, die Natur in Sonnenschein und Regen, die Begegnung mit sich selbst und mit Gott. Der Weg ist durch das Gehen mehr als eine abstrakte Entfernung zwischen zwei Orten. Die Erinnerung an den gegangenen Weg wird immer erfüllt sein mit Geschichten, Gerüchen, Bildern, mit individuellem Erleben. Deshalb ist der Raum immer verbunden mit inneren Vorstellungen. In diesen Tagen erleben wir große nationale Räume in der Begeisterung von Nationalgefühl während der EM. Und vorige Woche wunderbare Bilder von Queen Elisabeth anlässlich des 60-jährigen Thronjubiläums. Eine ganze Nation, ökonomisch und sozial schwer geschüttelt, schwelgt vier Tage lang in einem Kosmos, der völlig anders ist als der Alltag, der die Briten sonst bestimmt.

Es gibt keinen objektiven, gleichbleibenden Raum. Die Landschaften, die Naturräume, die Dörfer, in denen wir leben, auch die Länder und Nationen sind zuerst geistige Orte, Orte der Erinnerung. Es sind Orte der Sprache, der Religion, des Herzens. Ein Gelehrter hat vor einigen Jahrzehnten einmal vorgeschlagen, man müsste nicht nur eine Psychoanalyse haben, sondern auch eine Topo-Analyse.<sup>3</sup> Eine Analyse unserer inneren Bilder, um Räume abzurufen und wieder zu erleben und zu bearbeiten. Da helfen keine Stadtpläne, sondern nur unsere inneren Erfahrungen.

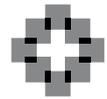
Wir fragen uns in diesem Land, genauso wie in allen Kirchen innerhalb Deutschlands: Kirche, wo bleibst du? Werden wir noch ausreichend vor Ort sein? Wie bleiben wir in den Räumen, in denen wir bisher präsent waren? Meine Überlegungen wollen zeigen, dass eine Präsenz im Raum nicht nur an den strategischen oder personellen Maßstäben gemessen werden darf, an denen wir sie momentan weitestgehend messen. Ein Kirchenraum wird auch erfüllt, wenn ein einzelner Beter einkehrt, um Gott anzurufen. Kirchengemeinde ist auch dort lebendig, wo in einem Dorf nicht mehr als 10 Personen für den Friedhof und das Kirchengebäude Sorgfalt übernehmen, regelmäßig Gottesdienst feiern mit Lektoren oder Prädikantinnen, auf Schwache achten und die christliche Beerdigung bewahren. Und auch ein einziger Blick über das Wattenmeer kann ein dankbarer Blick über die Schöpfung Gottes sein. Mission ist, wo ein erweckter Christ auf dem Marktplatz zur Umkehr ruft und wo der Posaunenchor im Advent in der Fußgängerzone spielt. Mission ist, wo ein engagierter Bürgermeister seinen Einspruch gegen ein Streitverfahren mit der Bibel begründet und eine Elterninitiative in einer städtischen Kita sich für die Einführung in religiöse Feste einsetzt.

Was aber sind die Folgerungen für den religiösen Raum unserer Landeskirche aus meinen Betrachtungen? Einige Punkte:

**1.**

Es ist ein Trost, dass die Kirchenbauten deutliche Zeichen einer christlich geprägten Gesellschaft sind. Sie werden es bleiben. Und wir werden alles für uns Mögliche tun, um diese Zeichen als Erinnerungs- und Gemeinschaftsorte im Land zu erhalten. Aber sie verlieren an Bedeutung ohne die Menschen, die sie füllen. Das Christentum ist keine Orts- und keine Gebäudereligion. Nur wenn das Dorf in der Kirche bleibt, bleibt die Kirche auch im Dorf. Ich habe viele innovative und mutige Projekte gesehen,

<sup>3</sup> Bachelard, Gaston, Poetik des Raumes, Frankfurt am Main 1987.



die den Auftrag, den Jesus Christus uns gegeben hat, wahrnehmen. Auch der Erfolg bei den Kirchenvorstandswahlen in vielen Kirchengemeinden unserer Landeskirche gehört für mich dazu. Wer will, dass das Christentum sichtbar lokal präsent bleibt im Ort, der muss, ganz egal, wie nah er zur Kirche steht, sich auch dafür einsetzen. Zum Beispiel in der Gründung eines Kirchenbaufördervereins.

**2.**

Vergessen wir nicht den Anfang. Es begann mit Klöstern. Ich halte nicht viel von Leuchttürmen, besonders nicht mitten im Land. Leuchttürme braucht man am Meer. Aber am Beginn gab es in diesem Land ein paar Orte, die viele Jahrhunderte treu durch alle Zeiten den christlichen Glauben festhielten. Jene Zeiten waren bewegter als unsere. Die Klöster bewahrten eine Topographie des Christlichen in diesem Land. Vergessen wir die Klöster nicht. Wir brauchen nicht 8000 Gebäude in unserer Landeskirche. Aber wir brauchen – vermutlich nur einige hundert – an denen man beispielhaft die ganze Kraft des Glaubens durch Jahrhunderte ablesen kann und die noch in ein paar Jahrhunderten von christlichem Glauben Zeugnis ablegen werden. Und wir brauchen vielleicht neue Orte von Dauer und Prägnanz, die über mehr als eine Projektphase von Gottes Liebe zu den Menschen erzählen. Christliche Schulen gehören für mich dazu.

**3.**

Das Christentum ist eine Wanderreligion. Doch Kirche definiert sich weitestgehend als ortstreu. Diese Spannung müssen wir aushalten. Aber wir müssen aufpassen, dass diese Standorttreue nicht zu einem zwanghaften Bewahren des Status quo wird. In einer immer mobiler werdenden Gesellschaft verändern sich die Räume rasant. Sie werden durchlässiger und weniger stabil. So wichtig eine klare Einzeichnung durch Klöster und Kirchbauten bleiben wird, so wird auch die Kirche mobiler werden. Sie wird mit Angeboten auf dem Weg sein. Es wird eine Kirche „bei Gelegenheit“ sein, die nicht fortdauernd jedem Gläubigen an der Seite sein wird und die doch an den entscheidenden Wegabschnitten präsent ist. Die fortdauernde Anwesenheit an einem Ort wird in manchen Räumen die Ausnahme werden.

**4.**

Als die Besiedelung begann, kam das Christentum mit Zwang und Gewalt. Erst durch viele Jahrhunderte wurde die christliche Religion eine Religion, die die Zeichen der Freiheit trug. Die Freiheit des Einzelnen, das Selbstbewusstsein des gläubigen Christen wird uns in der evangelischen Kirche die Gelassenheit geben, auch räumliche Freiheiten zuzugestehen. Es wird einen Kanon geben, der in der Heiligen Schrift und vielleicht im Kleinen Katechismus liegen wird, vielleicht auch in unserer Verfassung oder der Confessio Augustana. Dieser Kanon spiegelt die Gnade der Freiheit des getauften Christen, der ein glaubwürdiges Lebenszeugnis in den Räumen unserer Kirche lebt. Manchmal tun das auch Menschen, die sehr weit weg von unserer kirchlichen Organisation sind. Solche Freiheit wird zunehmend auch eine Freiheit für Gemeinden bedeuten, die ohne jede Hauptamtlichkeit in Zukunft Kirchengemeinde bleiben können.

**5.**

Solche Raumbetrachtungen trösten mich, weil sie den Wandel der Kirche in den Jahrhunderten in diesem Land so vielfältig beschreiben. Und zugleich markieren sie damit auch eine Reduktion auf das Wesentliche.



Die Kirche darf sich niemals selbst genügen. Und sie muss darauf achten, dass ihre Organisation und ihre institutionelle Gestalt kein größeres Gewicht erhalten als ihre Berufung. (CIG, 3.6.2012) So sehr die Kirche auch als weltliches System auftritt, soll sie in allem, was sie tut, dennoch nicht einfach darauf ausgerichtet sein, ihren Bestand zu bewahren. Sie ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern immer bezogen auf Gott und sein Reich selbst. Ihm sollen wir Raum geben, und er wird uns Raum schaffen. Der Raum Gottes, den er uns schenkt, ist größer und weiter als alle menschlichen Möglichkeiten, ihn auszufüllen.

## **B. Demografie**

All diese Beobachtungen sind Blicke auf unser Land, das – wie viele Räume in Deutschland in den nächsten Jahren – an Bevölkerung verlieren wird. Deshalb sind die Fragen von Gestalt und Präsenz der Kirche in unserem Land eingefügt in einen Wandel, wie wir ihn seit der Besiedlung Niedersachsens noch nie erlebt haben. Zum ersten Mal wird in Friedenszeiten die Bevölkerung schrumpfen. Wir haben keine historischen Vergleiche, wir müssen gemeinsam den Weg suchen mit allen anderen Verbänden und gesellschaftlichen Gruppierungen und mit den politisch Verantwortlichen.

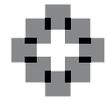
Deshalb stand unsere Begegnung mit der Landesregierung am 5. Juni 2012 auch unter dem Stichwort „Demografie“. Wie alle gesellschaftlichen Akteure nehmen wir als Kirche die demografischen Schrumpfungsprozesse, die uns prognostiziert werden, aufmerksam wahr: Bis 2060, so sagen es Studien des Landes Niedersachsen,<sup>4</sup> wird sich die Bevölkerung in Niedersachsen auf 6,18 Mio. Menschen (aktuell 7,9 Mio.)<sup>5</sup> verringern. Das entspricht etwa der Einwohnerzahl des Jahres 1946. Die Studien der Bertelsmann-Stiftung errechnen bis 2030 schon einen Rückgang der Einwohnerzahl um 4,8 % auf 7,54 Mio. Menschen in Niedersachsen, das ist eine noch stärkere Rückentwicklung als die im Bundesgebiet erwarteten -3,7%. Dieser Prozess wird regional differenziert verlaufen, mit Bevölkerungsrückgängen zwischen 20 und 24% etwa in den Landkreisen Lüchow-Dannenberg (20,3%), Osterode im Harz (22,3%) und Northeim (23,8%) und Zuwächsen im Westen und im Hamburger Umland zwischen 12,3 und 19,5% (Vechta, Cloppenburg).<sup>6</sup>

Dieses regional differenzierte Bild bietet sich auch in der Altersentwicklung: Bis 2030 wird die Zahl der über 80-jährigen Einwohner in Niedersachsen um mehr als die Hälfte zunehmen; in den Landkreisen meist deutlich stärker als in den Städten. Es wird mehr hochbetagte Frauen als Männer geben und deutlich weniger Kinder: Die Zahl der unter 3-Jährigen sinkt bis 2030 um 11,8%; die der 3- bis 5-jährigen Kinder um 12,8%. Im Alterssegment der Sekundarstufe I werden wir landesweit ein Viertel weniger Schülerinnen und Schüler haben als heute; bei den Schülerinnen und Schülern, die im Alter von Auszubildenden oder Abiturienten sein könnten, ist ein Rückgang um 28,5% zu erwarten.

<sup>4</sup> Entwurf Handlungskonzept „Demografischer Wandel“. Niedersächsische Landesregierung, veröffentlicht 04/2012.

<sup>5</sup> Landesbetrieb für Statistik und Kommunikationstechnologie in Niedersachsen, [http://www.lskn.niedersachsen.de/portal/live.php?navigation\\_id=25688&article\\_id=87679&psmand=40](http://www.lskn.niedersachsen.de/portal/live.php?navigation_id=25688&article_id=87679&psmand=40): 2010 = 7,925362 Mio. Menschen in Nds.

<sup>6</sup> Bertelsmannstiftung: Länderbericht Niedersachsen > [http://www.wegweiser-kommune.de/datenprognosen/laenderberichte/download/pdf/Laenderbericht\\_Niedersachsen.pdf](http://www.wegweiser-kommune.de/datenprognosen/laenderberichte/download/pdf/Laenderbericht_Niedersachsen.pdf)



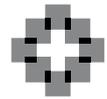
Bei den potenziell erwerbstätigen Menschen zwischen 25 und 44 Jahren wird uns ein Rückgang um 17,1% prognostiziert. Diese Zahlen werfen Fragen auf: Warum verändern sich manche Regionen rasch? Warum verharren andere? Wie wird Wandel ausgelöst? Worauf beruhen jahrhundertealte Kontinuitäten? Vor allem aber fragen sie nach Verantwortung: Wie lässt sich ein gesellschaftlicher Schrumpfungsprozess zum Wohle der Menschen begleiten? Im Gespräch der Konföderation evangelischer Kirchen mit der Niedersächsischen Landesregierung haben wir diese Zahlen erörtert und die gemeinsame Herausforderung wie den spezifischen Beitrag, den wir als Kirchen in unserer gesellschaftlichen Verantwortung leisten, beschrieben.

Wir sind nah bei den Menschen und kennen das Land in seinen regionalen Ausdifferenzierungen besser als viele andere Einrichtungen. Stärker noch als andere gesellschaftliche Kräfte sind die Kirchen mit ihren Traditionen in der Geschichte dieser Regionen verwurzelt und wissen um die Langfristigkeit von Entwicklungen und Strukturen. Wir stehen vor einem kulturellen Wandel. In diesem Wissen um Kontinuität und Wandel, um Differenzierung und Vernetzung sehen wir eine Ressource, die wir in die Gestaltung des demografischen Wandels eintragen werden. Es gilt, Religion in diesen Prozessen als integrierenden gesellschaftlichen Faktor geltend zu machen und ihre identitätsstiftende Kraft zu entfalten. Ein demografischer Entwurf muss zukünftig immer den Begriff der Religion und darin auch die Institution der Kirche mit ihren Möglichkeiten klar benennen.

Vielleicht ist es auch eine besondere Aufgabe und Herausforderung für die Kirchen, dass wir uns diesen zukünftigen Entwicklungen mit Ehrlichkeit stellen. Schon jetzt ist der demografische Wandel in Kirchenkreisen und Gemeinden präsent. Bei meinen Besuchen ist dieses beständig ein Thema. Lüchow-Dannenberg und Südniedersachsen sind prägnante Beispiele dafür. Ob es gelingen kann, dass die Kirchen mit ihrem Wissen um die Langfristigkeit der Geschichte und ihrer Verheißung für die Zukunft Zuversicht gewinnen und wecken können? „Kirchen sind die mutigsten Hoffnungsträger einer Stadt“, so habe ich es bei meinem Besuch im Stadtkirchenverband Hannover formuliert; das gilt auch für das ganze Land: Kirchen bleiben die mutigsten Hoffnungsträger für ein ganzes Land. In all meiner Wertschätzung für manche politischen Verheißungen oder auch verlockende Zukunftsbilder in der Werbung: Die Hoffnungskraft, in eine Zukunft hinein zu leben, die Gott uns schenkt, die geben uns kein Parteiprogramm und kein Produkt dieser Welt. Wir gehen furchtlos um mit den zu erwartenden Entwicklungen. Und sind willens und in der Lage, neue Dynamiken zu initiieren und regionale Handlungsspielräume zu vergrößern. Darin hilft uns das Wort Gottes: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Enden.

## **C. Kinder**

Wenn wir die Zahl der Kinder gehört haben, dass die der unter 3-Jährigen bis 2030 um 11,8%, die der 3- bis 5-jährigen Kinder um 12,8% absinken wird, fordert es uns als Kirche besonders heraus. Demografie verlangt nur vier Faktoren, um über die zukünftigen Bewegungen Auskunft zu geben: Geburtenrate, Sterberate, Zuwanderung, Abwanderung.



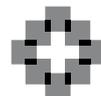
Die Geburtenrate lässt sich nicht mit simplen Appellen steigern. Sie braucht neben vielen politischen Vorhaben vor allen Dingen auch eine Gewissheit für eine lohnende Zukunft. Kinder entstehen nicht aus Appellen, sondern aus Liebe. Und sie entstehen, wenn man daran glaubt, dass es eine Zukunft gibt. Wer nur auf sich bezogen lebt, nur auf seine eigene Lebenszeit schaut, der hat keine Zukunft.

Manchmal schäme ich mich, wenn ich die Geschichten der Menschen höre, die im Krieg und kurz danach Kinder bekommen haben. Vielleicht hatten sie Angst, aber sie haben daran geglaubt, dass es auch zukünftig eine Welt gibt, in der es sich lohnt zu leben. Und sie haben diese Zukunft nicht für sich selbst, nicht nur für sich alleine gewollt. Diese Verantwortung für eine Zukunft, die vor uns liegt, die außerhalb unserer Lebenszeit ist, hat die Kirche immer in ihrem Handeln geprägt.

Vor einigen Tagen war ich zu einer Andacht zum 175. Jubiläum der evangelischen Kindertagesstätte der Gartenkirche St. Marien in Hannover. Gestiftet vom damaligen Pastor Johann Georg Friedrich Meyer. Damals hieß sie „Kleinkinder-Bewahranstalt oder Warteschule“ – eine ganz spezielle Benennung, die schnell innere Bilder aufruft über Ausstattung und Pädagogik, die damals üblich waren. Schnell vergrößerte sich die Zahl der angemeldeten Kinder von 20 und stieg nach Berichten aus den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts auf rund 100 Kinder. 1837 betrat die Gartenkirchengemeinde mit ihrem Angebot für die Betreuung von Kindern im Alter zwischen zwei und sechs Jahren Neuland. Was später Kindergarten genannt wurde, war damals im Gebiet der jetzigen hannoverschen Landeskirche einmalig. In einer fröhlichen Andacht feierten wir mit Kindern den Gottesdienst und segneten gemeinsam die Erwachsenen.

Damit es Kindern gelingt, sich in der Gemengelage von Anforderungen, Angeboten und Erwartungen zurechtzufinden, brauchen sie Orientierungshilfen, äußere Vorbilder und innere Leitbilder, die bereits in den ersten Lebensjahren geprägt werden. Die hannoversche Landeskirche beginnt mit ihrem Bildungskonzept konsequent früh im Elementarbereich. Es ist deshalb zu begrüßen, dass das Niedersächsische Kultusministerium gemeinsam mit der Fachebene aller Trägerverbände nun auch Handlungsempfehlungen für die Arbeit mit Kindern unter drei Jahren erarbeitet hat. Am 29. Mai 2012 unterzeichneten Vertreter und Vertreterinnen der Konföderation evangelischer Kirchen in Niedersachsen neben der Katholischen Kirche und anderen Trägern diese Handlungsempfehlungen. Sie ergänzen den 2005 unterschriebenen Orientierungsplan für Bildung und Erziehung im Elementarbereich niedersächsischer Tageseinrichtungen.

Die anspruchsvollen Forderungen, die sich mit diesen Handlungsempfehlungen verbinden, werden jedoch nicht überall zeitnah und in gleicher Weise erreicht werden können. Das bietet Anlass zur Sorge und führt zur Forderung, den in Niedersachsen bestehenden rechtlichen Mindeststandard (Betreuungsschlüssel von zwei Fachkräften für 15 Kinder) für Krippen zu verbessern. Wie habe ich mich gefreut, als ich bei Besuchen in Einrichtungen von anwesenden Bürgermeistern gehört habe, dass sie diese Aufgabe in den Stadträten noch einmal kritisch überprüfen wollen. Man muss sich vorstellen, dass bei zwei Erzieherinnen bei der regelmäßigen Wickelaufgabe nur eine Erzieherin für die



Begleitung von 14 Kindern zuständig bleibt. Rund ein Drittel unserer Kirchengebäude ist Träger einer Kindertagesstätte. Wir müssen die hohe Qualität unserer Einrichtungen bewahren, damit die große gesellschaftliche Anerkennung, die wir für diese Arbeit genießen, auch bei den politisch Verantwortlichen als starkes Merkmal Bestand hat. Ebenso macht der zunehmende Mangel an qualifizierten Fachkräften Sorge. Wir sind aufgefordert, für möglichst gute Rahmenbedingungen zu sorgen, um die Attraktivität dieses wichtigen Bildungsbereiches zu erhöhen und dem Fachkräftemangel entgegenzuwirken. Auch unter unseren über 100 Schulen, die in evangelischer Verantwortung getragen werden, darunter allein 95 Schulen<sup>7</sup> in diakonischer Trägerschaft, haben wir durch die Ausbildung von Sozialassistenten und -assistentinnen diese Nachwuchssorgen mit im Blick.

Die Debatte um das Betreuungsgeld, welches an Eltern von Kindern zwischen dem 13. und 36. Lebensmonat gezahlt werden soll, wenn sie keine öffentlich geförderte Betreuung oder eine kommunal bezuschusste Tagesmutter in Anspruch nehmen, war und ist ein beschämendes Blatt politischer Debattenkultur. Mich interessiert nicht so sehr die Verabredung eines Koalitionsvertrages als die bestmögliche Förderung für Kinder in unserem Land. Vom 1. Januar 2013 an sollen zunächst 100 Euro für Kinder im zweiten Lebensjahr und ab 2014 dann 150 Euro pro Monat für Kinder im zweiten und dritten Lebensjahr gezahlt werden. Das Geld wird auch an Eltern gezahlt, die berufstätig sind. Die Kosten werden von der Regierung mit 400 Mio. Euro im Jahr 2013 und 1,2 Mrd. Euro jährlich ab 2014 beziffert.<sup>8</sup> Der Ratsvorsitzende der EKD, Nikolaus Schneider, hat im Vorfeld der Entscheidung deutlich seine Kritik am Betreuungsgeld geäußert. Das Geld dürfe „nicht an Einzelne ausgezahlt werden“, sondern müsse in den Ausbau von Krippen und Kindertagesstätten fließen. „Damit kämen wir auf dem Weg zur Bildungsgerechtigkeit und zu verbesserten Lebenschancen für benachteiligte Kinder einen guten Schritt weiter.“<sup>9</sup> Ich bin den Vertretern des Diakonischen Werkes unserer Landeskirche, Herrn Direktor Dr. Christoph Künkel und dem Leiter für den Bereich Kinder, Jugend und Bildung, Herrn Bernd Heimberg, dankbar, dass sie eine differenzierte Debatte eingefordert und sich gegen ideologisierende Begriffe wie „Herdprämie“ oder die Diffamierung aller Hartz IV empfangenden Eltern als raffgierige Egoisten mit Zwang zur eigenen Suchtversorgung gestellt haben.

Eine finanzielle Anerkennung der elterlichen Erziehungsleistung wird in Zukunft notwendig sein. Doch 150 Euro können für eine angemessene Honorierung dieser Leistung nicht ausreichen. Gleichzeitig muss der Ausbau von Kinderkrippen für unter Dreijährige vorangetrieben werden, da die vorhandenen Plätze nicht ausreichen werden angesichts der zu erwartenden mehr als 35 Prozent der Eltern, die eine solche Einrichtung nutzen werden. Nur eine solche Weiterentwicklung gewährleistet eine Entscheidungsfreiheit, die die Verantwortung für die Erziehung gemäß dem Grundgesetz bei den Eltern ansiedelt.

<sup>7</sup> Umfrage des Fachverbandes diakonischer Schulen vom Oktober 2011. 47 Träger betreiben 95 Schulen, die von 6.641 Schülern besucht wurden. Die Zahlen beziehen sich auf das Gebiet der Konföderation Evangelischer Kirchen in Niedersachsen.

<sup>8</sup> Aus: Financial Times vom 06.06.2012

<sup>9</sup> laut epd-Meldung



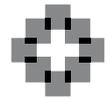
Das setzt mündige und entscheidungsfähige Eltern und Erziehungsberechtigte voraus. Ich habe bei meinen Besuchen in den Kirchenkreisen Familienzentren unterschiedlichster Größe und Ausstattung gesehen; hervorragende Einrichtungen wie in Melle oder auch in Göttingen, deren wichtige Arbeit von der Stadt unterstützt und gefördert wird. Ich spreche mich dafür aus, den Ausbau von Kindertagesstätten mit Familienzentren zu unterstützen bzw. bestehende Familienzentren auch weiterhin zu fördern. Unbestreitbare Probleme in manchen Familien können nicht allein durch Erziehung der Kinder an Orten außerhalb der Familie gelöst werden. Viele Familien benötigen Unterstützung und Begleitung in den unterschiedlichen Räumen ihres Lebens und Erlebens: im unmittelbaren Lebensumfeld, im Sozialraum und im Gemeinwesen. Die Beratungsangebote, auch die kirchlich-diakonischen, sind oft sehr fachspezifisch und sektoral organisiert. „Nur ganzheitliche, interdisziplinäre und integrierte Konzepte können Abhilfe schaffen. Sie müssen der Abgrenzung zwischen familiärer und öffentlicher Verantwortung ein Verständnis von gemeinsamer Verantwortung entgegensetzen, das die Bereiche Bildung, Erziehung, Betreuung und Beratung integriert. Familienzentren verstehen sich in diesem Sinne als 'Angebote aus einer Hand'.<sup>10</sup> Familienzentren sind eine Möglichkeit, Konzepte für die ganze Familie zu bieten, um Eltern und Erziehungsberechtigte in ihrer Erziehungskompetenz zu unterstützen und zu stärken. Nichts wird Eltern und Kinder mehr stärken, als wenn sie von einer Gesellschaft begleitet und gestärkt werden, die die Aufgabe der Kindererziehung – und Bildung – mit allen Möglichkeiten fördert. Dazu gehört übrigens auch ein Steuersystem, welches die Elternschaft deutlich besser fördert als das bisherige.

Unter dem Schutz und der Anleitung durch erwachsene Vorbilder können Kinder Gestaltungsräume entdecken und kreativ nutzen, um ihre eigenen Fähigkeiten zu entwickeln. Deshalb bleibt es unsere vordringliche Aufgabe, Räume zu schaffen, in denen Kinder in dieses Leben hineinwachsen können. Dazu gehört übrigens auch das umfangreiche Angebot innerhalb der Kirche, welches es Sonntag für Sonntag in den Kindergottesdiensten zu erleben gibt. Und es gehört für mich auch dazu, dass wir das Geheimnis des Glaubens, das Abendmahl mit den Kindern teilen.

## **D. Endlager**

In meinem ersten Bericht vor einem Jahr bin ich kurz auf die Ereignisse der Reaktorkatastrophe in Fukushima eingegangen, und im letzten Bericht habe ich von dem Besuch von Nikolaus Schneider und mir in Gorleben erzählt. Innerhalb von wenigen Monaten hat die Entwicklung im Bereich der Endlagerung, aber auch im Kontext der Energiewende eine enorme Dynamik erhalten. Der Entwurf des Standortauswahlgesetzes liegt vor und wird diskutiert. Wichtig dafür waren auch für mich die Gespräche vor zwei Wochen in Loccum mit einem ausgewiesenen Publikum, auch wenn ich nur kurz an der Tagung teilnehmen konnte. Mit der besonderen Blickrichtung auf die Erfahrungen der Menschen im Wendland ist es unstrittig, dass es für die weitere Planung eine andere Form der Beteiligung von Betroffenen geben muss.

<sup>10</sup> Im Mittelpunkt: Familienzentren. Netzwerke zur Stärkung und Förderung von Kindern, Hannover 2009, S.7



Es geht nun um die notwendigen Schritte, in denen man diese Beteiligung organisiert und gewährleisten muss. Wie findet man einen Konsens darüber, und wie wird über einen Gesetzentwurf diskutiert? Seit Stuttgart 21 sind wir an dieser Stelle mit Rezepten alle ein wenig aufmerksamer geworden. Doch ohne die Erfahrungen aus den 35 Jahren in Gorleben zu berücksichtigen, hätten wir aus diesem Konflikt nicht viel gelernt. Die Erfahrungen, die ich aus den Gesprächen in Gorleben gehört habe, fordern eine neue Qualität der Beteiligung. Es gibt verschiedene Szenarien welche zivilgesellschaftlichen Akteure wann gehört werden, welche Mitspracherechte man einräumt, welche rechtlichen Möglichkeiten bestehen oder eröffnet werden und auch, wo die Grenzen dieser Einsprüche sind.

Doch bei aller Kritik und Anfragen in vielen Einzelpunkten<sup>11</sup> haben wir endlich nach dem Arbeitskreis Auswahlverfahren Endlagerstandorte (AkEnd) wieder einen entscheidenden Schritt nach vorne gemacht. Da wir in der Frage der Atomenergie und des Endlagers in einer Kultur des permanenten Misstrauens und der Dauerkritik gefangen sind, möchte ich ausdrücklich all jenen politisch Verantwortlichen danken und sie ermutigen, unabhängig vom Parteibuch weiterhin diesen Konsensweg zu gehen. Es wäre eine extreme Belastung der politischen Kultur, wenn in dieser entscheidenden Zukunftsfrage aus wahltaktischen Interessen eine Lösung verzögert oder unmöglich gemacht würde.

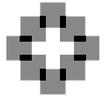
Wie aber sieht eine Haltung der Verständigung in einem solchen Prozess aus? Verständigung spricht von Einsichten und dem Verstehen von Prozessen, bzw. von der Kommunikation des Verstehens. Verständigung spricht nicht davon, dass sich alle einig sein sollen. Das bedeutet, es muss eine außergewöhnliche Transparenz in dem weiteren Verfahren geben, indem das Verständnis für die Entscheidungswege und die Verfahren plausibel und überzeugend sind. Dazu gilt es, die Kriterien, die in diesem Verfahren erhoben werden, um eine höchstmögliche Schadensbegrenzung zu erzielen, transparent und wissenschaftsfest zu machen. „Geologie und nicht Politik entscheidet“, hat der niedersächsische Umweltminister Stefan Birkner gesagt. Doch auch wenn wir mit verschiedenen Positionen in dieser Situation bleiben, wird eine Herausforderung in einer politischen Begleitung und Vermittlung liegen. Wir müssen versuchen, bundesweit einen breiten gesellschaftlichen Konsens über den Standort zu erzielen. Das braucht einen transparenten Prozess, in dem unterschiedliche Orte erforscht, bewertet und qualifiziert werden.

Von der Kirche erwarte ich

- 1.** eine besondere Aufmerksamkeit für den Gesamtprozess der Energiewende genauso wie bei der Suche nach einem Endlager. Wir sind in einer Situation, wie wir sie jahrzehntelang gefordert haben. Und wir sind immer noch weit weg vom Ziel. Aber die grundlegenden neuen Möglichkeiten, die sich ergeben, liegen auf der Ebene, wie sie die EKD lange gefordert hat. Die Kirche wird

---

<sup>11</sup> Wie wird die Öffentlichkeitsbeteiligung organisiert, die Zuständigkeitsverteilung zwischen dem neuen Bundesinstitut und den Ländern geklärt, wie und von wem werden die standortbezogenen Prüfkriterien konkretisiert und vor allem: Wie und wann gilt das Gorleben-Moratorium und was wird dann dort noch zulässig sein?



weiterhin nach innen wie nach außen klar für die Energiewende und für ein transparentes, öffentliches und faires Verfahren bei der Endlagersuche eintreten. Nach innen wird sie deutlich im Kreis ihrer eigenen Mitglieder für die Umsetzung der Energiewende werben. Das bedeutet weitere und verschärfte Forderungen nach Energieeinsparung an Gebäuden und in unserem täglichen Verhalten. Aber sie muss auch das Verständnis wecken für eventuelle Beeinträchtigungen durch regenerative Energieproduktionen. Und nach außen wird die Kirche die Politik fortdauernd an den eingeschlagenen Weg erinnern. Bei Planungszeiträumen, die fast ein halbes Jahrhundert für die Realisierung des Endlagers skizzieren, braucht es eine permanente Erinnerung an diese Wende. Die Bindung der Politik an eine Entscheidung, die sich weit über die nächsten Jahrhunderte auswirkt, muss fortdauernd weiter angemahnt werden. Es darf keinen Schritt zurück geben.

**2.**

Zudem brauchen wir besonders die Vermittlungskompetenz von Kirchengemeinden vor Ort. Die starke Position der evangelischen Kirche im Wendland ist nicht zuerst eine Position in der radikalen Opposition gegen das Endlager gewesen, sondern das Engagement einer zivilgesellschaftlichen Instanz, die verantwortlich in einem solchen strittigen Thema die Menschen begleitet.

**3.**

Wir sprechen über die Lösung eines letztlich nicht lösbaren Problems. Die Kirche wird deshalb weiterhin sehr aufmerksam daran erinnern, dass wir in einer technisch dominierten Welt sensibel bleiben für die soziale und physische Schadensträchtigkeit der Technik. Wie viele unlösbare Probleme kann eine Weltgesellschaft sich leisten? Wir werden klar Position beziehen, wo technische Möglichkeiten die christliche Lebensform, also den Geist der Liebe, der Freiheit und des Friedens bedrohen.

## **E. Bischöfliches Halleluja**

Ich möchte, wie schon gewohnt, am Ende meines Bischofsberichtes ein Loblied singen. Ein Loblied auf eine Person, eine Institution und eine Gemeinschaft. Ich habe vor einigen Monaten die Justizvollzugsanstalt in Sehnde besucht. Wir haben einen beeindruckenden Gottesdienst mit den Gefangenen gefeiert, mit den Gefängnispastoren, mit Jochen Dierks und dem Gefangenengospelchor, dirigiert von Christine Hamburger. Im Anschluss daran trafen wir in dem Gottesdienstraum mit den Gefangenen zum Gespräch zusammen und sprachen auch mit ehrenamtlichen Helferinnen. Ich traf Frau Brandt. Sie blieb bescheiden im Hintergrund und begann dann doch zu erzählen. Sie erzählte über die Erfüllung, die ihr diese Aufgabe gebe. Frau Brandt besucht mehrere Inhaftierte der JVA Sehnde als Einzelfallhelferin und begleitet ihren Weg auch dann, wenn sie in eine andere Haftanstalt verlegt werden. Anderen ist sie auf dem Weg in die Freiheit nach der Entlassung eine wichtige Hilfe. Die Haltung, in der sie Inhaftierten begegnet, drückt sie so aus: „Du bist für mich mehr, als die Akte hergibt.“ Es wäre, so sagte sie, vielleicht auch ein schöner Beruf für mich gewesen. Sie erfüllt diesen Beruf als Ehrenamtliche.



Ein Dank und Lob an all jene, die in solchen Diensten dem Gebot Jesu folgen, wie er es im Matthäusevangelium sagt: „Denn ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich nicht aufgenommen. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich nicht gekleidet, ich bin krank und im Gefängnis gewesen, und ihr habt mich nicht besucht“. Mt. 25,43

Ein Halleluja auch auf das „Haus kirchlicher Dienste“ (HkD).

Als „Amt für Gemeindedienst“ wurde es am 25. September 1937 eingerichtet, als „Haus kirchlicher Dienste“ schaut es in diesem Jahr auf 75 Jahre wechselvolle Geschichte zurück. Eine Vielzahl von Werken und Einrichtungen ist zentral in der Archivstraße in Hannover und regional in vielen Außenstellen organisiert, die den Kirchengemeinden spezifische Dienste und Unterstützung anbieten und zugleich überparochiale Dienste in der Landeskirche versehen. Ich freue mich, dass wir morgen Abend im HkD zu Gast sind und die Mitarbeitenden uns ihre Zuständigkeitsbereiche und Projekte vorstellen. Und ich bin dankbar, in der Vielfalt der Arbeitsbereiche des HkD kompetente Ansprechpartnerinnen und -partner für die unterschiedlichsten Fragen zu haben, die an einen Bischof gestellt werden. Danke an Sie und Ihren Direktor Ralf Tyra, dass Sie mich mit Ihrem Rat und Ihren Ideen unterstützen.

Und ein Halleluja auf die Gemeinschaft all der Kindergottesdiensthelferinnen und -helfer. Vor zwei Wochen habe ich 700 von ihnen in Hildesheim getroffen und war fasziniert und begeistert von dem Engagement, der Freude und Neugier an diesem Tag. Pastor Dirk Schliephake, verantwortlich neben vielen anderen für diese Arbeit, sprach von über 8000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die mehr als 22.000 Kindern regelmäßig vom Glauben erzählen, die mit ihnen singen, spielen, kreativ arbeiten, um sie in die Glaubenswelt der Kirche einzuführen. Welch' Geschenk für unsere Kirche, so viele engagierte Jugendliche, Diakoninnen und Diakone, Pastorinnen und Pastoren und unzählige freiwillige Mitarbeitende zu haben, die darin einen wichtigen Anteil im Verkündigungsauftrag der Kirche wahrnehmen.

### **„Du stellst meine Füße auf weiten Raum“ – Der Raum schaffende Gott.**

In zahllosen Orten, in denen über Gott gesprochen wurde, sind wir unterwegs als Kirche im Land Niedersachsen. Die Räume werden sich wandeln, doch „Gott, unser Ursprung, Herr des Raums“ (EG 431) wird auf alten wie auf neuen Wegen uns Geleit geben.

Ich danke Ihnen.